

85]

Arbeit.

(Nachdruck verboten.)

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Die Loupe hatte ihren böshafsten, zänkischen Charakter behalten, trotz der gesicherten, behaglichen Verhältnisse, in denen sie jetzt lebte, und sie warf ihrem Mann vor, daß er es nicht verstanden habe, sich ein Vermögen zu machen, wie zum Beispiel Monsieur Mazelle, der ein Schlaupkopf gewesen war und jetzt seit langem nicht mehr zu arbeiten brauchte. Sie hätte gern Güte getragen, wäre gerne als Rentnerin, die gar nichts mehr zu thun hatte, auf der Promenade stolz. Als daher Lucien erklärte, daß er, falls Louise Mazelle die Seintige würde, nicht einen Sou ihres Geldes annehmen wollte, da geriet sie ganz außer sich und wurde fortan die heftigste Gegnerin einer Heirat, die ihr keinen Vorteil mehr versprach. Wozu dieses magere, unhübsche, halbverrückte Ding heiraten, wenn nicht um ihres Geldes willen? Das wäre die Krone aller der unsinnigen Dinge, die sie betäubt rings um sich geschehen sah, und von denen sie seit langem nichts mehr verstehen konnte.

Eines abends gab es eine besonders heftige Auseinandersetzung zwischen der Loupe, Bonnaire und Lucien in Gegenwart des nun mehr als siebzigjährigen alten Ragu, der noch immer rüstig war. Sie hatten das Abendessen beendet und saßen in dem kleinen, hellen, sauberen Wohnzimmer, dessen Fenster auf den grünen Garten ging. Auch Blumen standen auf dem Tische, von welchem eben die reichliche Mahlzeit abgetragen worden war. Der alte Ragu, dem nun Tabak nach Herzenslust zu Gebote stand, hatte seine Pfeife angezündet, und die Tischgenossen hielten beim Dessert, als die Loupe wieder giftig wurde um nichts, bloß um des Vergnügens willen, sich zu erbosen, wie dies ihre Natur geblieben.

„Du bleibst also dabei“, sagte sie zu Lucien, „Du willst sie heiraten, das Fräulein? Heute habe ich Dich wieder beim Gange der Voisgelin mit ihr gesehen. Wenn Du uns ein wenig liebst, würdest Du endlich den Verkehr mit ihr aufgeben, da Du weißt, daß Dein Vater und ich dieser Heirat entgegen sind.“

Lucien vermied es sonst als guter Sohn, zu widersprechen, was übrigens nutzlos war, wie er wußte. Er wandte sich jedoch jetzt gegen Bonnaire:

„Ich denke aber, der Vater willigt ein“, sagte er.

Die Loupe traf das wie ein Peitschenschlag, und sie fuhr auf ihren Mann los:

„Wie, Du willst auf einmal ein, ohne mir auch nur etwas zu sagen? Noch keine vierzehn Tage sind es her, da sagtest Du mir, daß eine solche Heirat Dir nicht ratsam schiene, und daß Du um das Glück unfres Kindes bange wärst, wenn er diese Dummheit beginge! Du drehst Dich also wie eine Windsahne?“

„Ich hätte es allerdings lieber gesehen, wenn der Junge eine andre Wahl getroffen hätte“, erwiderte Bonnaire gelassen. „Aber er ist nun bald vierundzwanzig Jahre alt, und ich will ihm in einer Herzenssache nicht meinen Willen aufzwingen. Er weiß, wie ich denke, und wird nun thun, was er für gut findet.“

„Nun, Du bist ja sehr leicht herumzukriegen!“ rief die Loupe heftig. „Du magst Dich noch so sehr für einen freien Menschen halten, schließlich thust Du doch immer das, was andre wollen. Seit zwanzig Jahren, daß Du hier bei Herrn Lucas arbeitest, wiederholst Du ohne Unterlaß, daß Du nicht mit seinen Ideen einverstanden bist, daß es notwendig wäre, sich vor allen Dingen der Arbeitsmittel zu bemächtigen, ohne das Geld der Bourgeois anzunehmen; trotzdem aber unterwirfst Du Dich ganz ruhig seinen Weisungen, und vielleicht bist Du heute schon so weit, zu finden, daß das, was Ihr beide zusammen gemacht habt, sehr gut ist!“

In diesem Ton fortfahrend, trachtete sie, ihn in seinem Stolz, in seinen Ueberzeugungen zu treffen, denn sie kannte seine empfindliche Stelle. Oft schon war es ihr gelungen, ihn fast zur Verzweiflung zu bringen, indem sie versuchte, ihn in Widerspruch mit sich selbst zu setzen. Heute jedoch zuckte er bloß die Achseln.

„Gewiß, das, was wir beide zusammen gemacht haben, ist sehr gut. Ich könnte es vielleicht noch bedauern, daß er nicht meinen Ideen gefolgt ist. Du aber hast gewiß am wenigsten Grund, Dich über Deinen jetzigen Zustand zu beklagen, denn wir wissen nicht mehr, was Elend heißt, wir leben angenehm, keiner der Rentner, die Dein Ideal sind, führt ein so glückliches Dasein.“

Die Loupe wurde nur noch wütender.

„Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir diesen jetzigen Zustand erklären würdest, denn wie Du weißt, habe ich mir nie einen Reim darauf machen können. Wenn Du Dich glücklich fühlst, um so besser, ich fühle mich nicht glücklich. Glücklich sein, heißt so viel Geld haben, daß man sich zur Ruhe setzen kann und gar nichts mehr zu thun braucht. Mit allen Euren Geschäften hier, Eurer Gewinntheilung, Euren Magazinen, wo man billig einkauft, Euren Klassen und Bous werde ich niemals hunderttausend Francs in der Tasche haben, die ich nach meinem Gefallen ausgeben kann, um mir das zu kaufen, was mir gefällt! Ich bin unglücklich, sehr unglücklich!“

Sie übertrieb, um ihm unangenehm zu sein; aber so viel war doch wahr, daß sie sich in der Crèche nicht acclimatistiert hatte, daß die kommunistische Gemeinschaft, die sich hier anbahnte, alle die tief in ihr wurzelnden Instinkte eines koketten und verschwenderischen Weibes verletzte. Sie war eine fleißige und reinlichkeitsliebende Hausfrau, aber zänkisch und unverträglich, starrköpfig und beschränkt, wenn es ihr nicht gefiel, zu verstehen, und sie machte ihr Haus nach wie vor zur Hölle, trotz der Behaglichkeit, in der sie und die ihrigen nun hätten leben können.

Bonnaire ließ sich hinreißen, ihr zuzurufen:

„Du bist verrückt, nur Du selbst machst Dich und mich unglücklich!“

Darauf brach sie in Schluchzen aus, und Lucien, dem solche Streitigkeiten zwischen seinen Eltern höchst peinlich waren, umarmte sie zärtlich und versicherte ihr, daß er sie liebe und achte. Aber noch gab sie nicht nach und rief ihrem Manne zu:

„Frag doch einmal den Vater, was er von Eurer wundervollen Fabrik auf Aktien hält, von der Gerechtigkeit und dem Glück, die der Welt ein neues Gesicht geben sollen! Er ist ein alter Arbeiter, da wirst Du wohl nicht behaupten können, daß es Weibergeschwätz ist, was er sagt, und er ist siebzig Jahre alt und muß wohl die Welt kennen.“

Sie wandte sich gegen den Alten, der mit einfältiger Behaglichkeit an seiner Pfeife sog.

„Nicht wahr, Vater, sie sind dumm mit allen ihren neuen Erfindungen, um die Herren abzuschaffen, und sie werden nur selber den Schaden davon haben!“

Der Alte sah sie eine Weile verwirrt an, ehe er erwiderte:

„Freilich, freilich! Ja, ja, die Ragu und die Durignon, das waren einmal Kameraden. Monsieur Michel war um fünf Jahre älter als ich. Unter seinem Vater, Monsieur Jérôme, bin ich in das Werk gekommen. Aber vor diesen beiden war Monsieur Blaise, mit dem mein Vater Jean Ragu und mein Großvater Pierre Ragu zusammen gearbeitet haben. Pierre Ragu und Blaise Durignon, das waren Kameraden gewesen, zwei Schmiede, die am selben Ambos arbeiteten. Und jetzt sind die Durignons große Herren und vielfache Millionäre, und die Ragus sind arme Teufel geblieben. Ja, ja, es bleibt immer dieselbe Geschichte, es geht nun einmal anders in der Welt, und so muß es wohl so gut sein.“

Er faselte manchmal ein wenig, er war schwachsinnig geworden, ein altes, lahmes Lasttier, das vom Tode vergessen worden war. Oft erinnerte er sich am nächsten Tage nicht mehr, was sich gestern ereignet hatte.

„Aber gerade seit einiger Zeit geht vieles ganz anders, Vater Ragu“, sagte Bonnaire. „Monsieur Jérôme, von dem Sie sprechen, ist tot, und er hat alles zurückgegeben, was ihm von seinem Vermögen geblieben war.“

„Wie, zurückgegeben?“

„Er hat den Kameraden den Reichtum zurückgegeben, den er ihrer Arbeit, ihren langjährigen Leiden verdankte. Erinnern Sie sich nur, es ist schon eine Weile her.“

Der Alte suchte in seinem dämmernden Gedächtnis.

„Ja, ja, ich erinnere mich an diese sonderbare Geschichte. Nun, wenn er alles zurückgegeben hat, so ist er ein dummer Kerl!“

Er sagte das mit voller Geringschätzung, denn der höchste Traum des alten Nagu war stets nur gewesen, einmal sehr reich sein zu können, wie die Durignons, um dann als vornehmer Herr das Leben in vollkommenem Nichtsthun und unaufhörlicher Unterhaltung zu genießen. Bei diesem Ideal war er stehen geblieben, gleich der ganzen Generation niedergedrückter, ausgebeuteter Sklaven, die sich stumpf in ihr Schicksal fügten und nur den einen Wunsch hatten, selber einer der Ausbeuter sein zu können.

Die Loupe lachte höhnisch auf.

„Siehst Du, der Vater ist nicht so dumm wie Ihr; er geht nicht aus, um Hammel mit fünf Weinen zu finden. Geld bleibt Geld, und wenn man Geld hat, so ist man der Herr, basta!“

Bonnaire zuckte die breiten Achseln, während Lucien schweigend durchs Fenster auf die blühenden Rosenstöcke des Gartens blickte. Wozu mit ihr streiten? Sie verkörperte die starrsinnige Vergangenheit, und sie würde im kommunistischen Paradies, im erreichten Zustande bürgerlichen Glücks sterben, indem sie es beharrlich leugnete, indem sie sich nach der Zeit der Armseligkeit und des Elends zurücksehnte, wo sie mit schwerer Mühe zehn Sous zusammenbrachte, um sich dafür ein Band zu kaufen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Arbeit im Orient.

Die alte Türkei war ein primitiver Ackerbaustaat, dessen Einwohner zumeist für den eigenen Gebrauch produzierten. Der Ackerbau-Charakter war auch den Städten eigen — die Türken haben überall, wo sie hinlamen, den Municipien den Stadtcharakter abgestreift. Die Städte sanken zu großen Dörfern herab, wo zwischen den Ruinen des Altertums und des Mittelalters die großen Wostans oder Frucht- und Gemüsegärten sich breit machen. Das Handwerk führte in den Städten eine kümmerliche Existenz. Die Arbeitsteilung war auf dem Lande noch nicht völlig durchgeführt, wie sie es in entlegenen Distrikten auch heute noch nicht ist. Der türkische Bauer schnitt sich seine Schuhe selbst aus einem Stück Ochsenhaut zurecht, er bekleidete sich mit selbst-gespinnenen und selbstgewebtem Luche. Als die einzigen Handwerke, welche von Türken seit alter Zeit ausgeübt worden sind, können die des Schmiedes, der ihnen die Pferde beschlug und die Waffen anfertigte, daneben auch wohl den Zauberer und Arzt spielte, sowie die des Sattlers angesehen werden. Für seine „Raids“ hatte er diese beiden Leute unbedingt nötig.

Die Arbeit zerfiel wie in allen mittelalterlichen Staaten in freie, Fron- und Sklavenarbeit. Die letztere unterscheidet sich in der Form, wie sie der Islam zeigt, dadurch von der antiken und mittelalterlich-byzantinischen, daß sie nicht für Industriezwecke benutzt wird, sondern nur für häusliche Dienste, wobei man, abgesehen von dem menschenunwürdigen Verhältnis des Sklaven zu seinem Herrn, dessen „Sache“ er ist, dem Islam keine unmenschliche Behandlung der Sklaven nachsagen kann. Er erscheint sogar engelrein im Vergleich mit der Sklaverei, wie sie christliche Staaten bis in den Anfang und die Mitte dieses Jahrhunderts für Kolonialzwecke erlaubt haben. Die aus dem Stande der Kriegsgefangenen hervorgegangenen Hausklaven der Türken wurden in den meisten Fällen nach einigen Generationen frei und standen dann zu ihrem Herrn in demselben Verhältnis, wie die römischen Freigelassenen zu ihren Patronen. Die weiblichen Sklaven wurden nach dem Gebot des Propheten frei, sobald der Herr mit ihnen ein Kind gezeugt hatte.

Die Fronarbeit ist wie im europäischen Feudalstaat auch in der alten Türkei eine Plage der Bevölkerung. Die Osmanen hatten das System des byzantinischen Feudalismus übernommen und weiter ausgebildet. Mit seiner Hilfe war es ihnen gelungen, ein jederzeit schlagfertiges Heer bereit zu haben. Die Fronarbeit wurde einmal den Feudalherren (Spahi, Wyan) geleistet, andererseits dem Staat auch Hilfe bei Wegbauten, Vorspann bei Heereszügen, kaiserlichen Reisen und denen der Paschas. Sie unterschied sich von der europäischen Fronde nur durch die größere Willkür, mit der sie den Landbewohnern auferlegt wurde. Charakteristisch ist dafür ein Vortrag, von dem der Geschichtsschreiber Dschedet Pascha (II S. 276) berichtet: Im Wilahet Karaman fand man Erzgruben. Einige hohe Staatsbeamte wollten sie exploitieren. Sie bestimmten ohne weiteres die Einwohner einiger in der Nähe liegenden Dörfer zu Frondiensten in den Bergwerken und stellten einen Bergwerksinspektor an, der die Leute zur Arbeit zu treiben hatte. Die Folge davon war, daß die Felder in der Runde brach liegen mußten. Außerdem erfuhren die Bauern eine so schmähtliche Behandlung, daß sie schließlich, wie der türkische Geschichtsschreiber das nennt, zu „aufrehrerischen“ Zusammenrottungen getrieben wurden, die sich über die ganze Gegend

ausbreiteten, so daß der Betrieb der Bergwerke eingestellt werden mußte. Solches geschah 1786 unsrer Zeitrechnung.

Die freie Arbeit ist der Hauptsache nach Agrikulturarbeit. Der freie Bauer wurde vom Staat und Grundherren immermehr zu Robotdiensten herangezogen, so daß ihm für die Bewirtschaftung der eignen Felder keine Zeit übrig blieb. Eine Anarchie ohne Beispiel legte Anatolien ein halbes Jahrhundert lang brach (XVII. Jahrhundert). Die Zuchtlosigkeit des Heeres, das wie in Feindesland zu haufen pflanzte, erreichte im 18. Jahrhundert ihren Gipfel. Es war so weit gekommen, daß die Dörfer an den großen Heerstraßen verlassen wurden und die Bauern sich in entlegene Gebirgshäler zurückzogen. So verwandelte sich der größte Teil des Landes in eine Wüste.

Der Bauer, der in den Balkan- und Taurushälern unsichtbar geworden war, produzierte nur, was er für sich selbst brauchte, und Krieg, Hungersnot und Bedrückung nahm ihm auch das wenige oft, was er mit äußerst primitiven Instrumenten im Schweize seines Angesichts, in ewiger Eile vor dem Jatagan und dem Knuschu dem Boden abgerungen hatte.

Man muß auch bei der Beurteilung der geringen landwirtschaftlichen Produktion nicht vergessen, daß ein großer Teil des Landes klimatisch sehr wenig begünstigt ist. Während im westlichen Kleinasien, Cilicien und Syrien der Acker vielfältige Frucht bringt und im Süden wiederholt im Jahre geerntet wird, leidet das östliche Kleinasien (Siwas, Erzerum, Mamuret el Asia) unter einem langen, rauhen Winter und einem kurzen, heißen Sommer, was bei den ungünstigen Bodenverhältnissen so oft lokale Hungersnöte im Gefolge hat. Der Ackerbau ist hier also, wie in Europa, Saisonarbeit und so wenig verbreitet, daß die spärliche Bevölkerung Ueberfluß an Arbeitskräften bietet.

Infolge der Fronpflichten war natürlich auch die Freizügigkeit in der alten Türkei Beschränkungen unterworfen. Wanderrnde Arbeiter existieren aber doch. Das sind einmal die alte Urbevölkerung, die Sirten, die, auf den Bergen und Einöden hausend, sich nie den Eroberern unterworfen haben. Sie sind der Sprache nach Rumänen und Arnauten und repräsentieren die vor-slavische Schicht der Bevölkerung der Halbinsel.

Andererseits genießen einige bulgarische Gemeinden das Vorrecht in die Fremde zu ziehen, entweder als Gärtner oder als Erntearbeiter, ein Vorrecht, für das sie die Pflicht hatten, im Kriegsfall die Balkanstaaten zu verteidigen.

Was das Handwerk betrifft, so ist seine Bedeutung gering. Es giebt in der alten Türkei einige Städte des Kunstfleißes, die sich aus der Seltschudenzeit in die Kunst- und gewerbefleißige Osmanenherrschaft hineingerettet haben. Konia und Kutahia sind solche Städte, wo das Kunsthandwerk noch blüht und zeitweilig eine gewisse Blüte erreicht, in Kutahia blüht besonders die mit den Mongolen aus China über Persien gekommene Fahence-Industrie, deren Erzeugnisse man noch in einigen Wostanen Stambuls bewundern kann. Dieses Kunsthandwerk ist aber mehr persischen als türkischen Ursprungs, wie denn auch Sultan Selim der Wilde (Sawas) nach der siegreichen Schlacht auf dem Felde von Tschaldiran tausend kunstgeübte Handwerker aus dem persischen Tebriz nach Stambul verpflanzt hat.

Das Handwerk befand sich, und wir wollen gleich hinzufügen, befindet sich noch unter einem scharfen Zunftzwange. Es war und ist noch organisiert, nur mit Hinsicht auf eine leichtere staatliche Kontrolle, nicht zu seiner „Hebung“, in „Esnafs“, Zünfte. Diese stehen unter der Führung von sogenannten „Kehohas“, die nur dem Schein nach von den Mitgliedern gewählt werden, in Wirklichkeit aber vom Staate aufgestellt werden. Die Versammlung der Zunft, wo man so thut, als beriete und fasste man wichtige Beschlüsse, während man in Wahrheit nur die staatlichen Ullaje entgegennimmt, wird mit dem italienischen Worte „loggia“ bezeichnet. Die „Esnafs“ sind nach Nationen und Religionen getrennt zur besseren Durchführung des Principis der Unterthanenschaft zweiter Klasse, der die Mohas angehören. In den Esnafs haben die Gehilfen und Gesellen natürlich keine Vertretung, sie sind nur zur Ausbeutung da, die ebenso radikal ist, wie unter der Herrschaft des Kapitals. Bemerkenswert ist die Verbindung, in der die Esnafs mohammedanischen Glaubens mit dem Prätorianerheere der Janitscharen stehen, nachdem dieses angefangen hatte, sich in eine Miliz zu verwandeln. Nur die Stämme der „Orta“ oder Legionen blieben in Friedenszeiten unter den Waffen, während die Mannschaften ihrem Gewerbe nachgingen und sich auch aus Angehörigen der Zünfte ergänzten, die die Privilegien der Soldatenklasse genossen, ohne in geringsten etwas vom Kriegshandwerk zu verstehen. Das ist der Grund, daß diese Zünfte sich für diese Milizarmee so ins Zeug legten, als es sich darum handelte, durch die Einrichtung einer stehenden Armee die Schaffung des Polizeistaates einzuleiten.

Ein eigentliches Proletariat existierte in der alten Türkei nur in den wenigen großen Städten, die auf diesen Namen Anspruch machen können. Hier, namentlich in der Hauptstadt, mußte sich das Lumpenproletariat, das in byzantinischer Zeit in nicht geringer Menge vorhanden war, erhalten haben. Es ist ganz sicher, daß die großen Massen des Volks, die die Peratischen Viertel Zaiavia, Kassin Pascha, St. Dimitri bergen, in der Hauptsache dieser Abstammung „sich rühmen“ können. Noch heute betreibt diese Menge außer der Schuhmacherei kein bestimmtes Gewerbe.

Die aus Spanien eingewanderten Juden, die sogenannten Spagnioles, müssen namentlich in Saloniki, dann in den

Kleines Feuilleton.

Konstantinopler Vierteln Balat und Laskiö schon früh der Proletarisierung anheim gefallen sein, die jetzt so weit vorgeschritten ist, daß jemand aus ihrer Mitte, der ungefähr neunzig Mark monatlichen Gehalts bezieht, schon als ein sehr wohlhabender Mann angesehen wird.

In der alten Türkei wurden fast alle Bedürfnisse der materiellen Kultur im Inlande gedeckt. Der Ackerbau war in Anbetracht der geringen Bevölkerungsziffer vollständig im stande den Bedarf zu decken.

Von dem alten hochentwickelten orientalischen Gewerbe waren noch ansehnliche Reste vorhanden, die selbst Luxusansprüche befriedigen konnten, obwohl der Verfall schon begonnen hatte. Der fremde Handel, der vor allem im Export mit Rohprodukten bestand und zum bei weitem kleineren Teile im Import, bestand sich zuerst, wie noch im Mittelalter, in den Händen der Italiener und Ragusaner. Im Anfang des 17. Jahrhunderts gingen die Franzosen an, sich am Levantehandel zu beteiligen; sie waren die ersten Europäer, die infolge der politischen Freundschaft, die zwischen Frankreich und der Türkei bestand, sogenannte „Kapitulationen“ bewilligt erhielten, die ihnen außer der eignen Jurisdiktion große Privilegien zuerkannten. Gegen Ende des Jahrhunderts erschienen die Engländer im östlichen Mittelmeer, gründeten eine Handelscompagnie für den Levantehandel und machten Smyrna zu dem Mittelpunkt des letzteren. Die anderen Nationen, vor allem Oestreich, das das Erbe von Venedig und Ragusa antrat, folgten, und der Segen der europäischen Kultur ergoß sich in Gestalt von Schundwaren über den Orient.

Inzwischen waren aber wichtige Veränderungen in den ökonomischen Verhältnissen der Reichsbevölkerung eingetreten: die mit Füßen getretenen christlichen Unterthanen, die Mahas, hatten die bitterlich-feudale Deutweise ihrer Zwingherren dazu benutzt, sich auf ihre Kosten zu bereichern. Die Griechen vor allem waren nicht nur im Besitze des Binnenhandels, und sie bemächtigten sich auch eines Teils des Auslandshandels, und eine große Zahl von ihnen ließ sich in den neueroberten russischen Gebieten am Schwarzen Meer nieder, um hier bedeutende Vermögen zu gründen und im Besitze eines großen politischen Einflusses das ehrgeizige Russentum zu neuen Abenteuer in der Levante anzutreiben. Das Zeitalter der Unabhängigkeitskriege brach an. Die besitzenden Klassen, die sich im Auslande in Sicherheit gebracht hatten, hielten die große Masse des Volkes auf, die allerdings unzeitgemäße, widerliche und saule türkische Herrschaft abzuschütteln. Griechen, Serben und Bulgaren haben im Laufe des vorigen Jahrhunderts für ihre sich entwickelnde wohlhabende und darum feige Bourgeoisie die Kasanien aus dem Feuer holen müssen.

Die Türkei ging aus all den Krisen stark verändert hervor. Sie wollte jetzt ein Polizeistaat sein, trug aber noch die Geirchalen des Feudalstaates an sich. Man hatte mit Hochdruck reformiert; das heißt, man hatte mit vielen schönen Redensarten um sich geworfen, deren schönste in dem berühmten Hatt-i-Humayun Abdul Medschids von 1839 zu lesen sind.

Es war einfach lächerlich von dem liberalen Europa, zu erwarten, daß die Türkei, deren gesellschaftliche und Produktionsverhältnisse keine tiefgreifende Veränderung erfahren hatten, nun wirklich Reformen einführen, die selbst in Europa, z. B. in Rußland noch etwas Unerhörtes waren. In allen Gebieten des Reichs verfiel jedoch nach und nach das Lehnssystem, die Erträge der Ländereien, samt Fronleistungen der Bewohner, wurden durch ein Fixum ersetzt, das die letzten Spahis von Stambul erhalten sollten, aber nicht mehr ihre Nachkommen. Nur Bosnien widerlegte sich mit Erfolg dieser Reform und die dortigen Wehs trieben ihr Unwesen weiter. Die befreite Banernschaft kam aber aus dem Regen in die Traufe — die Umgestaltung des Steuersystems legte ihnen schwere Abgaben auf, und die Einführung des Militärdienstes entzog in dem spärlich bevölkerten Lande der Bevölkerung die Arbeitskräfte auf unbillig lange Zeit.

Die Christen, die nicht mit der Waffe dienten, mußten für ihre Befreiung vom Dienste eine einmalige, nicht niedrig bemessene Abgabe, den „Bedel“ zahlen. Die Türkei ging aber auf der Bahn dieser Reformen, nachdem sie sich während des Krimkrieges am Aufleben des alten Kriegsrühms und seiner Machtstellung berauscht hatte, so mutig vorwärts, warf so mit dem Gelde um sich zur Anschaffung des kulturellen Spielzeugs, der Schiffe und Kanonen — während die Hände und Taschen seiner Beamten immer noch mit Klebstoff bestrichen waren, an dem die öffentlichen Gelder hängen blieben, daß sie Mitte der 70er Jahre infolge der ruinösen Finanzpolitik Abdul Aziz' unmittelbar vor dem Ruin stand.

In diesem Moment erfolgte die Invasion des europäischen Kapitalismus. Nachdem noch der russisch-türkische Krieg neue Schulden zu den alten gefügt, war das mittelalterliche Ideal für die Türkei ein für allemal zu Ende. Die „Detto publico“ nahm einen beträchtlichen Teil der Staatseinkünfte für die Befriedigung der europäischen Gläubiger des Staates in Beschlag. Eine Tabakregie verteuerte der Bevölkerung den ihn unentbehrlichen Tabak. Die Gründung der Banque ottomane war das Zeichen, daß der europäische Mammonismus seinen Sitz in dem Lande aufgeschlagen hatte, dessen religiöser Gesetzgeber ausdrücklich das Nehmen von Zinsen verboten hatte.

(Schluß folgt.)

— Die Bienenzucht der alten Römer. Die Bienenzucht bildete im Altertum, speciell bei den Römern, einen wesentlichen Bestandteil der Landwirtschaft, und das eine Erzeugnis derselben, der Honig, spielte im Haushalt eine wichtigere Rolle als zu unsrer Zeit, weil er beim Baden und Kochen die Stelle des Zuders vertrat; denn vom Zuderrohr hatten die Alten nur wenig Kenntnis. Die Römer kennen wir als ein Volk, das von jeher regen Sinn für Landwirtschaft hatte; es ist bezeichnend, daß die älteste uns erhaltene Profaschrift der römischen Litteratur eine Schrift über den Ackerbau ist, die des alten Cato, und nicht minder bezeichnend, daß der Stoff den größten Epiker Roms, Virgil, begeistert, ein Lehrgebüch über den Landbau zu schreiben, in dem auch „des duftigen Honigs himmlische Gabe“ besungen wird. Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß die Bienenzucht im Altertum sich zu hoher Blüte entwickelt hat, wenn sie auch heutzutage vielleicht rationeller und daher mit größerer pekuniärer Erfolgsfolge betrieben wird. Zur Zeit als Kaiser Diocletian seinen Maximaltarif erließ, war der Preis des Honigs etwa derselbe wie heute; für 1/2 Liter wurden 20—40 Denare (37—74 Pf.) gezahlt. Dagegen wurden mit dem Wachs schlechte Geschäfte gemacht. Die neueste Behandlung des Gegenstandes liefert Professor Old in Königsberg in zwei längeren Artikeln der Paults-Wissowatschen Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft („Wiene“ und „Bienenzucht“). Hier ist aber noch nicht, schreibt ein Mitarbeiter des „Leipz. Tageblatt“, auf die kulturgeschichtlich wichtige Erscheinung hingewiesen, daß verschiedene Arten von künstlichen Bienensstöcken, die das Altertum kannte, noch heute in Gebrauch sind. Varro zählt in seiner Schrift über den Landbau fünf Arten auf. Danach lieferte das best Material zu künstlichen Stöcken die Rinde der Korleiche, weil sie den meisten Schutz gegen Hitze und Kälte gewährte. Demnächst waren besonders geschätzt die aus den Ruten des Stedenkrauts (Ferula thyrssiflora) und aus Weidengeflecht gefertigten Stöcke. Ferner bediente man sich ausgehöhlter Baumstämme und endlich werden thönerne erwöhnt. Diese letzteren galten als die schlechtesten, weil sie dem Eindringen der Temperatur den geringsten Widerstand entgegensetzten. Dr. Gamy, Mitglied der Pariser Academie des inscriptions et belles-lettres, machte anfangs vorigen Jahres die interessante Mitteilung, daß die drei ersten von Varro erwähnten Sorten von Bienensstöcken noch heute bei den Verbern Nordafrikas in Gebrauch sind. Ein aus den Ruten des Stedenkrauts hergestelltes Exemplar von länglich-quadratischer Form befindet sich in den ethnographischen Sammlungen des Trocadero. Derselbe Gelehrte konnte in der Akademie-Sitzung vom 25. Januar d. J. seine erste Mitteilung dahin ergänzen, daß auch die thönernen Bienensstöcke nicht ausgestorben sind. Ein französischer Reisender traf sie in einem Dorfe Oberägyptens. Sie bestanden aus Chindern von rotem Thon, die wagerecht über einander geschichtet sind, so daß der Querschnitt pyramidenähnlich ist. Die etwa 1 Meter langen, 20 Centimeter im Durchmesser haltenden Thonröhren sind an den Enden geschlossen, an dem einen hermetisch, während an dem andern eine Anzahl kleiner Löcher den Bienen Zugang gewährt. —

— Die „Hilfsgattin“ in China. Ein Chinese schreibt, nach der „Frankf. Jtg.“ über die Eheverhältnisse in seinem Vaterlande: Bleibt eine Ehe kinderlos, so gestattet das chinesische Gesetz, Abhilfe zu schaffen. Wenn ein Chinese 40 Jahre alt geworden ist, ohne daß ihm seine Gattin einen Nachkommen geschenkt hat, so kommt er sich bei dem Gedanken, daß seine Familie mit ihm aussterben werde, fast wie ein Verbrecher vor. In diesem Falle sucht seine Gattin selbst für ihn eine sogenannte Hilfsgattin, und zwar aus dem Handwerkerstande. Natürlich genießt diese nicht die gleichen Rechte und Vorteile, wie die legitime. Man bringt sie ohne Musik und Freudenfeuer in einer blau ausgefärbten Sänfte in ihr neues Heim, und sie wirft sich beim Eintritt in das Haus zuerst vor ihrem künftigen Gebieter und klee-reichen Beschützer nieder, sodann vor der legitimen Gattin, der Herrin des Hauses, endlich vor den Verwandten und den älteren Personen, die im Hause wohnen, und bringt ihnen ihre respektvolle Huldigung dar. Dann empfängt sie die Glückwünsche der Bewohner ihres neuen Heims. Wird sie Mutter, so ist die ganze Familie hocherfreut. Dieses Kind wird selbstverständlich Erbe des Vaters. Die legitime Gattin selbst widmet dem Neugeborenen so zärtliche Fürsorge, als wäre es ihr eigenes Kind. Um die Hilfsgattin für die Demütigungen, die sich zuweilen aus ihrer untergeordneten Stellung ergeben, zu entschädigen, bewilligt ihr öfter die Regierung auf Bitten des Sohnes einen Ehrentitel. Stirbt die legitime Gattin, so hat jene Aussicht, in deren Stelle einzutreten. —

Aus dem Tierleben.

— Spaz und Späzin. Der „Straßb. Post“ wird aus Sempeim i. E. geschrieben: „Ein Spazpaar hatte sich unter dem Dache des Hauses gerade über der Haustreppe eingenistet, was dem Dienstmädchen täglich Veranlassung gab, über die rückfichtlose Unreinlichkeit der neuen Hausgenossen zu schimpfen und immer dringender die Entfernung des Nestes zu verlangen. Der Hausherr war sanfteren Gemüts und wollte wenigstens die inzwischen entstandene Nachkommenschaft schonen in der stillen Hoffnung, mit den Jungen würden wohl auch die Alten von dannen ziehen. Aber hierin hatte er sich verrechnet. Das Spazpaar hatte offenbar Freude an seinen Kindern erlebt, denn kaum waren diese in die weite Welt gezogen, da schickten die zurückgebliebenen Alten sich an, eine neue Familie zu gründen. Jetzt

war die Zeit zum Handeln gekommen. Mit sicherem Schuß holte der Hausherr den gurrenden Spazenvater von der Dachlante. Das über den Verlust des Männchens trostlose Weibchen flatterte stundenlang umher und schimpfte in allen Tonarten über den mitleidlosen Mörder, schließlich verschwand es, doch schon am nächsten Tage erschien es wieder und zwar in Begleitung eines andren Spazens, dem es mit sichtlichem Stolz und mit den einladendsten Bewegungen die gemüthlich eingerichtete Wohnung zeigte. Der in Aussicht genommene neue Eheherr fühlte sich auch sofort heimisch und that, als wenn er schon jahrelang da zu Hause wäre. „Dich soll doch der Teufel holen“, witterte der Hausherr, griff nach dem Schießprügel und in der nächsten Minute lag das Weibchen tot zu seinen Füßen. Wer aber beschreibe sein Erstaunen, als am folgenden Morgen der so schnell Chemann und Witwer gewordene Spaz mit einem andren Weibchen erschien, um von dem leeren Neste Besitz zu ergreifen. „Ich will doch einmal sehen, ob es mehr Pulver oder mehr Spazens giebt“, dachte der Hausherr. Diesmal mußte das Männchen daran glauben; das Weibchen aber verschwand und ließ sich nicht mehr sehen. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Petroleum-Kohlenwasserstoff. An Acetylen wird schon in der Kälte mit Hilfe des Nidels Wasserstoff angelagert, und bei Anwendung eines Ueberschusses von Wasserstoff erhält man Acethen neben einer bemerkenswerten Menge höherer gasförmiger und flüssiger, gesättigter Kohlenwasserstoffe. Diese letzteren sind identisch mit denjenigen, welche man im amerikanischen Petroleum findet. Arbeitet man bei 200 Grad, so erhält man ein gelbliches Petroleum mit blauer Fluorescenz und einem an gereinigtes Petroleum erinnernden Geruch, dessen Zusammensetzung der des amerikanischen sehr nahe steht, das heißt gesättigte Kohlenwasserstoffe mit einer kleinen Menge ungesättigter und aromatischer Kohlenwasserstoffe. Eisen oder Kobalt liefern über 180 Grad flüssige, rüthlich-braune Produkte, welche mehr aromatische Kohlenwasserstoffe und einen durchdringenden Geruch haben, wie ihn die Kohlenpetrole von Kanada besitzen. Läßt man Acetylen allein auf Nidel, Eisen oder Kobalt über 180 Grad einwirken, so zerfällt es sich teilweise unter Feuererscheinung. Man erhält Kohle, manchmal feste Kohlenwasserstoffe und Wasserstoff, sowie aromatische Kohlenwasserstoffe und hauptsächlich Naphthylene und Naphtene. Die kleine Menge Acetylen, welche nicht zerfällt wird, wird in gesättigte Kohlenwasserstoffe verwandelt. Man erhält so grünlich fluorescierende Flüssigkeiten, welche hauptsächlich Naphtene enthalten und in ihrer Zusammensetzung den laufsichigen Petrolen gleichen. Leitet man das Acetylen schnell über die Metalle, so bildet sich neben den Naphthenen eine große Menge gesättigter Kohlenwasserstoffe und die Flüssigkeit ist analog den galizischen und rumänischen Petrolen. Zu letzteren gelangt man auch, wenn man ein Gemenge von Wasserstoff und Acetylen mit dem auf 200 bis 300 Grad erhitzten Metall zusammenbringt. Man kann so durch Einwirkung von Wasserstoff und Acetylen auf obengenannte Metalle je nach den gewählten Versuchsbedingungen, Oele von den Eigenschaften der amerikanischen, russischen und rumänischen Erdöle erhalten und glaubt, daß durch einen ähnlichen Vorgang sich das Erdöl im Boden gebildet hat. In den Tiefen der Erde finden sich zweifellos freie Alkali- oder Erdalkalimetalle sowie die Karbide dieser Metalle. Kommt Wasser mit ersteren in Berührung, so bildet sich Wasserstoff, mit letzteren Acetylen. Diese Gase treffen auch die in der Erde sehr verbreiteten Metalle, Eisen, Nidel und Kobalt, reagieren mit ihnen wie oben beschrieben und bilden so die bekannten Erdöle. —

(„Lechn. Mundsch.“)

Mineralogisches.

en. Ein interessanter Edelstein ist der Opal. In einer kürzlich erschienenen Schrift über die Mineralschätze von Neu-Süd-Wales hat der Ingenieur Pittman die Gewinnung der Opale in den Wäldern eingehend geschildert. Die wertvollen Lager wurden dort, wie es so vielfach der Fall gewesen ist, nur durch Zufall entdeckt. Es muß meist aufs Geratewohl der Erdboden aufgesucht werden, was glücklicherweise nicht viel Mühe verursacht, da das Muttergestein des Opals verhältnismäßig weich ist, die Edelsteinerde meist auch in geringer Tiefe liegen. Man hat überhaupt jahrelang geglaubt, daß sich in einer größeren Tiefe als zwölf Fuß unter der Oberfläche niemals lösbare Opale finden, aber man ist jetzt eines Besseren belehrt worden, nachdem wertvolle Steine bis zur Tiefe von 50 Fuß hervorgeholt worden sind. Die Opale von Neu-Süd-Wales zeichnen sich durch eine wundervolle Mannigfaltigkeit aus und sie werden am Ort bis zu 500 M. für die Unze des Rohgewichts bezahlt, obgleich der Preis selten über 400 M. hinausgeht. Für die Bewertung des Opals sind viele Umstände zu berücksichtigen. Das hauptsächlichste ist selbstverständlich die Farbe: rotes Feuer oder eine Verbindung von Rot mit Gelb, Blau und Grün gilt als das Schönste. Ganz blaue Opale sind völlig wertlos und grüne Opale von geringem Wert, wenn die Färbung nicht eine lebhaftere und das Muster schön ist. Eine große Hauptsache ist natürlich, daß die Farbe „echt“ ist. Wenn sie nur in Streifen oder Flecken auftritt, die mit farblosen, als mecht bezeichneten Substanz abwechseln, so leidet der Preis des Steins bedeutend darunter. Die zweite wesentlichste Eigenschaft ist das Muster des Opals. Man unterscheidet „Fires“, wenn das „Korn“ sehr klein ist; „Harlequin“, wenn die Farbe in kleine Quadrate ver-

teilt ist, je regelmäßiger um so besser; „Blitzfeuer“ oder „Blitzopal“, wenn die Farbe als ein einziger Blitz oder in weitläufigen Mustern angeordnet ist. Zwischen diesen Sorten giebt es viele Bindeglieder. Der Harlequin ist die seltenste und auch die schönste Sorte. Wenn die Quadrate der Farbe regelmäßig sind und als scharfe, kleine Punkte von Rot, Gelb, Blau und Grün erscheinen, ist diese Klasse des Opals von größter Kostbarkeit. Der Blitzopal hat oft eine besonders schöne Farbe, namentlich in einem echten Rubin oder Taubenblut, er ist in der Regel jedoch grün oder nur rüthlich, je nach dem Winkel, unter dem er betrachtet wird. Die Opalsucher müssen die Steine sehr sorgfältig beobachten, da oftmals ein Stein von der Seite ganz unansehnlich aussieht, während er in einem mittendurch gelegten Schiffe das schönste Muster aufweist. Ein dicker Stein, der auf dem Querschnitt schön gemustert ist, ist wertvoller als ein dünner, der sein Muster nur behält, wenn er wenig abgeschliffen wird. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit des Opals ist es sehr schwierig, mehrere verschiedene Steine zu finden, die an Farbe und Muster einander vollkommen ähnlich sind, daher wird von Seiten des Juweliers ein großer echter Stein, der zur Herstellung eines ganzen Schmucks verwendet werden kann, um ein gut Teil höher bezahlt, als ein sonst ganz ähnlicher kleinerer. Endlich muß auch noch die sogenannte Grundmasse des Opals in Rücksicht gezogen werden, deren Beurteilung um so wichtiger ist, als die verschiedenen Muster einen verschiedenen Hintergrund verlangen. Dieser darf weder zu durchsichtig noch zu dunkel, sondern nur durchscheinend, und etwas milchig sein. Einige Opale sind brüchiger als die andren. Die härtesten sind die wertvollsten, weil sie beim Schneiden weniger verletzlich sind und die Politur besser halten. Oftmals sind in Australien Opale im Gewicht von 4½ Unzen gefunden worden, die am Ort mit 2000 Mark bezahlt wurden, auf dem Londoner Markt aber noch viel höhere Preise erzielt hätten. Ein Opal im Gewicht von 9 Unzen, der unglücklicherweise in zwei Stücke zerbrach, wurde am Fundort mit 14 000 M. bewertet. Seit ihrer Entdeckung bis zum Ende des Jahres 1890 hatten die Minen von Neu-Süd-Wales bereits Opale im Wert über 7½ Millionen Mark geliefert. —

Humoristisches.

— Leicht zu beweisen. Fremder (bei Besichtigung der Folterkammer eines alten Schlosses): „Sind die Marterwerkzeuge auch heute noch brauchbar?“

Kastellan: „Gewiß! Wenn mir der Herr ein ordentliches Tringeld giebt, flechte ich ihn zur Probe aufs Rad.“ —

— Umkehrung „Ganz recht, mein Lieber, die Pumpe ist ideal, nur schade — die Idee ist gepumpt!“ —
(„Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Die „Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde“ setzt aus der Revisionsstiftung einen Preis von 2000 M. auf die Lösung folgender Preisfrage: Die Entstehung des mittelalterlichen Bürgertums in den Rheinlanden bis zur Ausbildung der Ratsverfassung (etwa 1300). Spätester Einsendetermin ist der 31. Januar 1904. Es sind noch zwei andre Aufgaben in derselben Preishöhe ausgeschrieben. —

— „Der neue Simson“ heißt das jüngste Werk von E. Karlowitsch. Das Stück, eine Komödie, wird am 12. Oktober im Deutschen Volkstheater zu Wien seine Erstaufführung erleben. —

— Diehrers Operette „Drei Wünsche“ gelangt in diesem Winter im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung. —

— In Südschön (Westpreußen) hat man eine Anzahl Gräber der vorrömischen Zeit aufgedeckt, die Urnen von beträchtlichen Größenverhältnissen (bis 40 Centimeter Durchmesser) und solche mit reicher Mäanderverzierung enthielten. Unter den Beigaben finden sich eiserne Schwerte, Lanzen und Speerspitzen, Schildbündel, gerade und sichelförmige Messer; bisweilen auch eiserne und bronzene Gewandnadeln, bronzene Ringe, Fingerringe usw. Ferner ist von einer im Neustädter Kreise gelegenen Stelle, an der man schon seit Jahrzehnten vorchristliche Steinlisten mit Urnen angetroffen hat, wiederum eine Folge von solchen Gräbern aufgefunden worden. Sie lieferte jetzt nicht weniger als 17 Gefäßurnen. Hervorzuheben sind drei vasenförmige, die über dem Mund eine wohlgebildete Nase mit Nasenlöchern, große länglich runde Augen, stark hervortretende Augenbrauen und muschelförmig gewölbte Ohren besitzen; außerdem findet sich auf dem Bauch die Darstellung von zwei Nadeln, zwei Speeren und eines reichen Gürtelbehangs. In einem dieser Gefäße lag auch eine, nur in südlichen Meeren lebende Schnecke (Cypraea), welche die vor mehr als zwei Jahrtausenden vorhanden gewesenen Handelsbeziehungen weit entfernter Länder mit der Ostseeküste von neuem bestätigt. —

— Der Lungenwurmsuche sind in den letzten Jahren im Pertisauerviertel (Nordtirol) über 400 Gemsen zum Opfer gefallen. —

— Die diesjährigen Kirschpreise (4 M. für den Centner) im Elsaß waren so gering, daß sich das Pflücken bei Bäumen, die nicht schwer behangen waren, nicht mehr lohnte. An vielen Bäumen mußten die Früchte einfach verrotten. —